

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 19.

Düsseldorf, 6. Mai

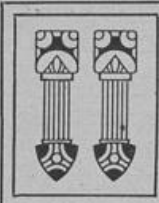
1916.



Opferkirchgang in Polen — in Lida (Gouvernement Wilna).

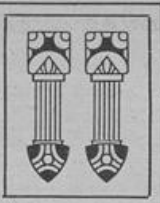
Alter polnischer Bettler mit Kreuzfig vor dem Eingang zur Kirche.

Phot. Gebr. Hädel.



Z u s p ä t.

Skizze von C. Sara.



Herz, was begehrst du mehr? Im D-Zug Cöln—Basel ein völlig leeres Abteil erwischt, das Gepäc bequem verstaub, den lästigen Hut ins Reg und den leichten Schleier statt dessen um den Kopf gewunden — ah! Befriedigt nehme ich meinen Fensterplatz. Schon rollt der Zug.

„Fenster schließen!“ ruft eine rauhe Stimme. Ein Gewehr blizt vorbei. Ich ziehe die Scheibe hoch und blicke über die Bräde auf den breiten, im Morgenglanz blinkenden Strom und das herrliche Stadtbild mit dem hochragenden Dom. Wie ich mich wieder umwende, steht im Abteil eine Dame und ist schon beschäftigt, ihre Handtasche ins Reg zu legen. Kühl neigt sie grüßend den Kopf, nimmt den weißen Federhut ab — wundervolles, blauschwarz schimmerndes Haar kommt zum Vorschein — holt ein Kissen, ein Buch hervor, alles mit schlanken, weißen, sicher zulangenden Händen.

Stumm sitzen wir einander gegenüber. Nur das Rascheln der Buchblätter wird von beiden Seiten in Zwischenräumen hörbar. Jedoch scheint das ihrige Reisesegährtin nicht allzusehr zu fesseln. Gelangweilt schaut sie dazwischen aus dem Fenster, auf das in der Ferne sichtbar werdende Vorgebirge — oder lauert Unrast unter der zur Schau getragenen Gleichgültigkeit? Oft scheint es mir so bei meinem verstockten Beobachten.

Wir fahren in Bonn ein. Ein paar prüfende Gesichter schauen in unser Abteil, dicke Reisetaschen wandern vorbei, wir bleiben unbehelligt. Meine Reisesegährtin kauft eine Zeitung — „zweite Morgenausgabe der **er Zeitung“ höre ich den Ruf am Zug entlang erschallen, legt sie eine Weile neben sich und schaut nach draußen, bis wir an der schön umrissenen, im Sonnenglanz schimmernden Godesburg vorbeigefahren sind. Dann nimmt sie sie zur Hand und vertieft sich in die Kriegsnachrichten.

Ich sehe auf und trete an das Fenster draußen im Gang, denn gerade wird dort die herrlich geschwungene Linie des im bläulichen Dunst schwimmenden Siebengebirges sichtbar, verändert, verschärft, vergrünt sich von Sekunde zu Sekunde bei der rasenden Fahrt des Zuges. Hell blizt das große, neue Gasthaus des breiten Petersberges herüber; schon sausen wir durch den Bahnhof Königswinter, rollen unter dem zackigen Drachenfels her. Unbewußt habe ich hinter mir im Abteil das Umwenden der großen Zeitung gehört — da tönt von dorthin ein Geräusch, ein Achzen, ein unterdrücktes Stöhnen. Schnell wende ich mich um.

Meine Unbekannte sitzt da — regungslos, wie von Stein. Die schlaff herabhängende Linke hält noch die Zeitung mit der Rückseite nach oben, auf der eine Anzahl schwarzumrandeter Todesanzeigen sichtbar ist. Die weit geöffneten Augen stieren mit demselben Entsetzen, das die unerwartete Nachricht in sie gesagt hat, in die leere Luft. Unheimlich stehen sie in dem bis in die Lippen schneeweiß gewordenen Antlitz, das förmlich geisterhaft erscheint unter dem blauschwarzen Rahmen des Haars.

Unwillkürlich trete ich näher, fasse die eiskalte Hand: „Sind Sie nicht wohl? Kann ich Ihnen bestehen —“

Sie schreut auf, schüttelt meine Hand ab; die dunkeln Augen zucken mit sich gleich bleibender Starre erst ausdruckslos, dann leidenschaftlich abwehrend zu den meinigen herüber. Sie preßt das Taschentuch vor den Mund, damit er den Schrei nicht löse, der dort lauert, steht auf, kiert vor sich nieder, greift sich an die Stirn, tut einige Schritte in dem engen Gelaß. Ich sehe: dieser Mensch muß erst einmal allein sein, jedenfalls darf kein fremdes Auge seine Dual beobachten — und gehe hinaus, draußen, selbst im Innersten erschüttert, rasselos im Gange wandelnd und mich von den Reisenden stoßen lassend, die dort umhersehen und die Landschaft bewundern.

Ist denn das da draußen erst die langgestreckte, grüne Insel Nonnenwerth? Also sind erst einige Minuten vergangen, seit sich da drinnen ein Drama abspielte. Ein stummes, aber um so qual-

vollerer Seelendrama. Vorübergehende scheinen bei achtlosem Hineinblicken zu stutzen, eine kleine, gutnützig ausschauende Dame macht Miene, hineinzutreten — da erscheint sie mit den flatternden Augen eines umfleckten Wildes in der Tür, geht schnell den Gang hinunter, rüttelt an der Tür des Waschraumes, findet ihn besetzt, steht ratlos und geht schließlich in den Speisewagen.

Ich verfüge mich auf meinen Platz, und mein Blick fällt auf die am Boden liegende Zeitung, die Todesanzeigen. „Den Helbentob für Deutschlands Größe und Ehre erlitt —“ Welcher ist es? Der junge Stabsarzt, Ritter des Eisernen Kreuzes, schwerem Leiden im Lazarett erlegen, die schlichte Anzeige von der einzigen Schwester erlassen? Eher wohl der junge Freiherr „von und zu“, Oberleutnant in einem alten, vornehmen Garderegiment.

Innere Unruhe treibt mich schließlich auch in den Speisewagen, der nur halb besetzt ist. Sie sitzt, mir den Rücken zugewandt, einige Tische vor mir am Fenster, starrt, starrt hinaus, ohne die Tasse zu berühren, die vor ihr steht. Draußen wird schon Andernach sichtbar, der dicke, alte Wachturm, das altertümliche Dächergewirr. Also ist Koblenz nahe, und die im Zug Gefangene kann sich von den Gesichtern der Menschen befreien. Aber sie rührt sich nicht. Die starren Augen sehen nicht Hügel und Dächer, sondern ein bleiches Totengesicht, das sich ihr aus dem leise raschelnden Zeitungsblatt plötzlich entgegenhob. Oder ein warmes, lebendiges Menschenantlitz, das sich tot und kalt vorzustellen das Gehirn noch nicht fähig ist.

„Koblenz! Vier Minuten Aufenthalt!“

Neue Reisende strömen in den Zug, ich haße in mein Abteil zurück. Richtig beginnt dort schon eine bewegliche Familie es sich bequem zu machen. „Vertchen, die Tasse!“ „Hier, Mama, aber wo ist der Korb? Um Gottes willen, Papa, vorsichtig! Die Saftflasche!“ „Sei doch einmal ruhig, Rudi, und stell' dich lieber gleich draußen ans Fenster.“ „Ja, aber an welcher Seite ist Stolzenfels?“ „An dieser natürlich —“ der väterliche Paß, unter der Last eines Familienerkorbes herborgequetscht — „uff! da liegt er. Gebt gleich eure Hüte her. Wo ist es, nun wären wir ja endlich so weit!“

Auf den ersten Anblick hatte ich sie für mindestens sechsköpfig gehalten, aber als sie nun sitzen, sind es tatsächlich nur vier. Es ist nichts gegen sie einzuwenden; denn sie haben die beiden besetzten Plätze freigelassen. Kaum ist der Loreleysfelsenerlebigd, da beginnt das Gelage, von dem ich bei seiner Zusammensetzung nicht recht weiß, ob es als zweites Frühstück oder als Mittagessen gelten soll.

Nein, hierhin kann meine Unbekannte nicht zurückkehren.

In dem Gefühl, für sie, die jeden Augenblick erscheinen kann, sorgen zu müssen, drücke ich dem Schaffner ein Geldstück in die Hand, ersuche ihn um ein ungestörtes Fleckchen für eine kranke Dame — und siehe, er führt mich in einen völlig leeren Wagen und weist mir ein Abteil erster Klasse an. Hier ist es töglich still.

Jetzt bin ich entschlossen, gehe zurück, ergreife die Sachen der Dame, trage sie in den leeren Wagen und stelle mich, da der Speisewagen sich der nahenden Mittagszeit wegen zu füllen beginnt, in der Nähe meines Abteils, wo gerade ein löblicher Saftbecher kreist, harrend auf. Die Menschen drängen sich jetzt am Außenfenster, und auch meine „lustige Familie“ kommt heraus. Caub taucht aus dem Rheine auf, ausgestreckte Finger deuten auf den einen ausgestreckten bronzenen auf der andern Seite, den Bläckers, mit dem er über den Strom weist — dann sind wir vorbei.

Ich habe richtig gerechnet, daß die Mittagsgäste meinen Schützling vertreiben würden. Da kommt sie den Gang entlang, immer noch ganz bleich, aber mit gemacht gleichgültigen Augen. Tiefe, blaue Schatten hat die Not dieser einen Stunde darunter gemacht. Wieder blickt sie mich abwehrend an, als ich sie anrede, und will an mir vorbei. Da sieht sie die neuen Zusassen, wie sie es sich inmitten ihrer Eier, Kirichen, Butterbrote und Sardinen wieder bequem machen — sie

fährt zurück. Ich erkläre, daß ich, da sie sich offenbar unwohl fühle, mir erlaubt habe, ihre Sachen in ein leeres Abteil zu bringen, und gehe ruhig voran. Sie folgt stumm, etwas wankend.

In der kühlen, wohlthuenden, fast dämmrigen Stille des rot ausgefütterten Raumes sieht sie sich einen Augenblick wie erwachend um. Dann fallen alle Schranken. Mit einem jähen Aufschluchzen sinkt sie vornüber auf die Polster und birgt das Gesicht auf dem linken Arm. Ihr Weinen schneidet mir durchs Herz. Und doch denke ich: Jetzt ist es gut.

Noch sehe ich unschlüssig: Soll ich gehen oder bleiben — da sehe ich, daß sich die herabhängende Rechte suchend nach mir ausstreckt. Nach mir? Nach irgend-einem Halt, einem teilnehmenden Menschen, der die Gewähr gibt: du bist nicht allein in dieser entsetzlichen Not!

So setze ich mich denn ihr gegenüber, fasse die Hand, halte sie still und fest, schaue zur Seite und nehme halb unbewußt das Bild des aus dem Rhein ragenden dunkeln Binger Mäuserturms in mir auf. Erst als das wilde Weinen nachläßt, fange ich mit ein paar tröstenden Worten zu reden an.

Ihr Ziel war Straßburg, meines schon Reutadt; also blieb uns nicht viel mehr als eine Stunde. Aber sie genügte, um mir eine trostlos traurige Geschichte von Leichtsinne, Mutwillen, Leidenschaft, Herzenswunden, Schuld und Ringen zu enthüllen. An sich eine sehr alltägliche Geschichte.

Es war der Arzt. Sie hatte ihn in einem großen, mehr der Erholung als Krankenheilung dienenden Sanatorium kennengelernt, wo er Assistent war. Alle schwärmten heimlich und öffentlich für ihn, besonders die ganz jungen Mädchen; um so lächerlicher erschien es ihr, in diesen Chorus einzutreten. Eines Abends hatte man in toller Laune eine Bette gemacht: wem es gelänge, den Doktor in sich verlockt zu machen, der solle als Königin gehuldigt werden. Die Bette nahm sie vor sich selbst und den andern zum Vorwand, ihn mit allen Künsten und Mitteln an sich zu ziehen. Das Spiel war gefährlich; je mehr

sie dabei selbst in ihre Leidenschaft verstrickt wurde — auch er widerstand dem sengenden Feuer nicht und umging sie bald, da oberflächliche Gefühle bei ihm keinen Raum fanden, mit einer tiefen, starken und männlichen Liebe. Bei einer Kahnfahrt zu zweien stammelte er sie ihr zu, und sie wies ihn ab. Schon in der Nacht darauf begriff sie sich nicht, ihr Verhalten erschien ihr wahnsinnig; sie erhob sich mit

dem Entschluß, ihn um Verzeihung zu bitten. Aber er blieb fern und kalt wie eine Mauer. Eine schwache und vielleicht eifersüchtige Patientin hatte ihm von der Bette erzählt.

In jenen Tagen brach der Krieg aus, und schon in der Nacht vor der Mobilmachung war er, ohne daß einer von ihnen allen es wußte, zu seinem Regiment geeilt. Sie hatte ihn nicht wiedergesehen; aber Tag um Tag war ihre Leidenschaft in der Sorge um ihn gewachsen und hatte sich im Aufschwung der gewaltigen, alles Kleine und Kleinliche hinwegjagenden Zeit zu gereifter Weibesliebe geläutert. Durch eine Bekannte seiner Schwester erfuhr sie von seiner Verwundung, und sofort stand ihr Entschluß fest, alle äußere Rücksicht fallen zu lassen, zu ihm hinzufahren und seine Verzeihung zu ersehen.

Und nun stand es da in den erbarungslosen, schwarzen Buchstaben: Zu spät! Tot — aus dem Leben gegangen, ohne Vergebung, ohne Erkenntnis ihrer Lüge und Liebe. —

Eine knappe Viertelstunde später stand ich mit nachzitterndem Herzen auf dem Bahnsteig und blickte dem rollenden Zuge nach. Froh-

sinn und Leben, Not, Sorge und Schmerz barg der in der Ferne enteulende schwarze Schlangenleib. Auch hier auf dem Bahnhof frisch ausschreitende neben mühsam hinkenden Feldgrauen, neben lächelnden bleiche Frauengesichter unter schwarzen Trauerschleiern — buntes Wechselspiel des Lebens, tausend Schicksale als Frucht des blutigen Krieges! Einem davon hatte ich in die Augen geschaut, im Vorbeigleiten nur, wie wenn aus dem Strom ein erst grüßendes Antlitz flüchtig auftaucht und wieder zurücksinkt in das Unbekannte.



Generalfeldmarschall Colmar Dr. Freiherr von der Goltz †.

Am 12. August 1843 geboren, seit 1861 Leutnant, machte v. d. Goltz die Kriege von 1866 und 1870/71 mit. 1913 hatte er den höchsten militärischen Rang in Preußen, den eines Feldmarschalls, erreicht. In weitesten Kreisen ist v. d. Goltz als Leiter des türkischen Militärbildungswesens bekannt geworden, in welcher Eigenschaft er von 1883 bis 1895 gewirkt hat. Ein hohes Interesse brachte der Verstorbenen der Wehrhaftmachung der deutschen Jugend entgegen. Im August 1914 wurde v. d. Goltz Generalgouverneur von Belgien, im April 1915 Führer der Armee von Konstantinopel und hat als solcher namentlich auf Gallipoli sich bleibende Verdienste erworben.

Aus der Jugendzeit. Von Max Karl Böttcher.

Noch einen einfachen, schlichten Kranz trug ich in der Hand, als ich die Gräberreihen des heimatischen Friedhofes durchschritt. Den sollte Tante Burthardt bekommen. Nach langem Suchen fand ich endlich das Grab. Gras überwucherte den Erdhügel, nur einige bescheidene Gänseblümchen schimmerten hier und da aus dem grünen Teppich. Arme Tante Burthardt, hättest du jemals geahnt, daß deine letzte Ruhestätte einst so verlassen und verlassen sein würde? Ich legte das schlichte Kränzlein zwischen die niedrigen Grasspalme, dann lehnte ich mich an den Stamm der Trauerweide, die ihre tiefgeknickten Äste gespreizt über den Hügel breitete.

Nun schlummerst du da unten schon seit vielen, vielen Jahren, — nur schwach sind meine Erinnerungen an dich, und doch möchte ich sie nicht missen, diese wenigen, leisen Erinnerungen, denn sie sind ja die seligsten, die der Mensch besitzt, die Erinnerungen an die Kindheit.

Schon von weitem hörten wir die Tante Burthardt husteln und brummeln, wenn wir Kinder im Pfarrgarten spielten. Dann liefen wir aber der Tante nicht entgegen, obgleich wir uns freuten, daß sie uns besuchte, sondern wir eilten spornstreichs ins Pfarrhaus.

„Mutter, Mutter, die Tante Burthardt kommt,“ so verkündeten wir einstimmig, und schnell verließ die Mutter ihre Beschäftigung, — auch wieder nicht, um der Tante Burthardt entgegenzugehen, sondern um nochmals schnell mit dem Wischtuch über sämtliche Möbel zu fahren, obgleich da alles schon blitzblank war.

Nun betrat die Tante das Gemach, von uns allen freudig begrüßt. Mutter schob ihr den großen Sorgenstuhl ans Fenster, — das wollte sie so haben, doch sie setzte sich nicht, sondern lief wie suchend im Zimmer umher, mit den zitternden Fingern hier und da über ein Regal oder ein daliegendes Buch fahrend, und wehe, wenn sich ein vorwichtiges Stäubchen weitgemacht hatte, das beim letzten Abwischen übersehen worden war.

Dann wurde das sonst so freundliche Gesicht der alten Frau bitter streng, und die tadelnden Worte, die sie dann hervorstieß, waren schneidend scharf.

Wir Kinder verstanden es allerdings nicht so recht, sonst hätten wir uns gewundert, daß sich unsere Mutter dies alles so ruhig von der Tante gefallen ließ, die doch weder unsere, noch der Mutter Tante war, sondern nur eine entfernte Verwandte meines Vaters.

Also wir fanden das Schelten der Tante in Ordnung, und um sie zu befähigen, überschütteten wir sie mit unsern kleinen, kindlichen Liebenswürdigkeiten, selbst wenn uns die alte Frau unwillig zurückwies.

Nach dem Rundgang im Wohnzimmer setzte sie dann in die Küche. Alles wurde da begutet, jeder Topf untersucht und endlich die Speisekammer einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

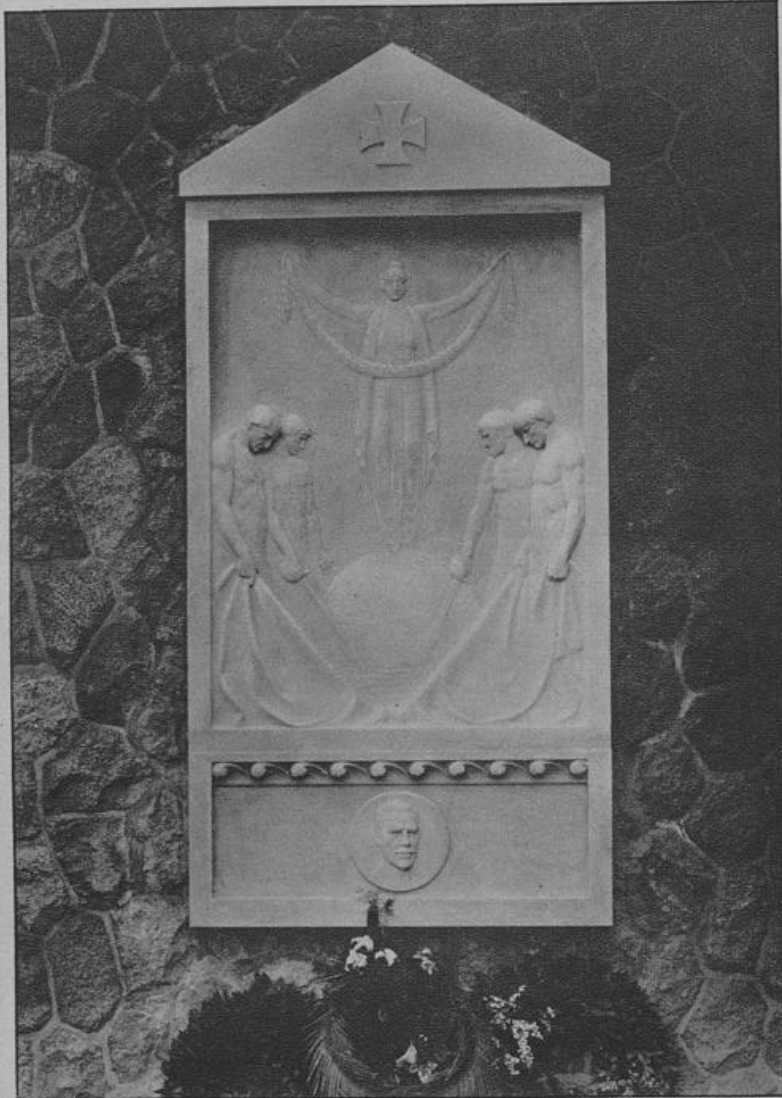
Am Ende des Rundganges folgte stets die Frage: „Was eßt ihr heute?“

War das Gericht ihr nicht zusagend, so lief sie ohne weiteres scheltend fort, um sich dann am übernächsten Tage wieder einzufinden. Sie konnte sicher sein, daß es dann eine ihrer Lieblings Speisen gab.

Das war dann ein Fest für uns Kinder, nicht bloß der Lieblings Speise der Tante wegen, denn deren Geschmack war nicht schlecht, sondern weil dann Tante Burthardt mitteilfam wurde und uns besonders aus ihrer Jugend erzählte.

Ach, was sie alles erzählte und wie sie erzählen konnte. Ordentlich gruseln konnte es einen. Doch fragten wir in vorwichtiger Neugier

nach dem Onkel Burthardt, ihrem Manne, so war es aus mit ihrer Freundlichkeit. Dann schob sie das spitze Kinn noch weiter vor, der eingefallene Mund fing an zu zittern, und in die großen, stahlblauen Augen traten helle Tränen. Die Tante schob uns weg, wuschte sie und da am Spiegelglas ein Stäubchen fort und — ging. Wir Kinder schauten ihr erschrocken nach, ohne den Grund ihres Benehmens auch nur zu ahnen.



Denkstein für den Admiral Grafen von Spee an der Außenfläche der katholischen Garnisonkirche in Kiel.

Dem Sieger von Coronel, der mit seinem Geschwader bei den Falklandsinseln nach heldenhaftem Kampf feindlicher Übermacht erlag, wurde auf Anregung der Frau Baronin Sedendorff und Frau Admiral Bachmann ein Denkstein gesetzt. Er ist das Werk des Bildhauers Prof. Brütt. Der Enthüllung wohnte neben der Familie des toten Helden und einem zahlreichen Gefolge, namentlich aus Marineoffizieren bestehend, Prinzessin Heinrich von Preußen bei. Phot. Renard, Kiel.

Zu Weihnachten war die Tante natürlich steter Gast im Pfarrhause. Sie kam dann im Schwarzseidenen mit meinem Vater aus der Christmette. Hatte ihr die Predigt meines Vaters gefallen, so rücte sie sofort mit den Geschenken für uns Kinder heraus, wenn nicht, ließ sie uns zappeln. Das war schlimm für uns, denn die Überraschungen der Tante Burkhardt bargen für uns eine Fülle des Herrlichen und Schönen. Alle wertvollen Geschenke von unsern Eltern wogen nicht annähernd den Wert des — bunten Taschentuches auf, das die gute Tante jedem von uns alljährlich zu Weihnachten besoherte als Überraschung.

Und was kann es für Kinder auch Schöneres geben als Bilder, denn die Schnäuztücher der alten Tante waren keine gewöhnlichen Taschentücher — i wo. — Das waren welche mit allerhand Bildern bedruckt. —

Da saßen wir nun stundenlang vor diesen edlen Kunstschätzen, unsere Phantasie damit speisend, und unser Zukunftsideal gipfelte in dem Wunsche, der sich sogar in unser Abendgebet mit einwob: „Lieber Gott, mache mich recht reich, damit ich mir zehn solcher Taschentücher mit solch schönen Bildern kaufen kann, wie Tante Burkhardt uns welche schenkt, oder laß wenigstens die Tante Burkhardt noch 50 Jahre leben (sie war ja erst 70), damit sie uns noch viele bunte Tücher schenken kann.“

Ich habe jetzt noch eins dieser Bilder tücher, auf dieses ist die Geschichte jener faulen Greta, der großen Nürnberger Kanone, gedruckt.

Ploglich blieb die Tante weg. — Zuerst wurde sie von uns sehr vermißt, dann aber vergaßen wir sie über andern Dingen, wie eben vier- und fünfjährige Kinder sind.

Eines Tages, es war im strengen Winter, nahm mich mein Vater auf einem seiner

Seelsorgergänge mit. Untertwegs erfuhr ich, daß er mit mir „nochmal“ zur Tante Burkhardt gehen wollte. Obwohl ich den Sinn des „nochmal“ nicht ganz erfaßte, schlich sich doch eine Ahnung in mein Herz, daß das „nochmal“ irgend etwas bedeuten müsse.

Ich wußte nicht, wo die Tante wohnte, und war nicht wenig erstaunt, daß mich mein Vater ins Hospital führte. „Was?“ durchsuchte es mein Herz, „die Tante, die doch unermesslich reich sein mußte, weil sie so herrliche Taschentücher verschicken konnte, sollte im Hospital wohnen?“

Und doch war es wirklich so. —

Aber sie wohnte nicht als Ortsarme dort, sondern mein Vater hatte sie dort eingekauft, weil es ihr glühendster Wunsch war, in einem so großen Hause zu wohnen — und das Hospital war ein altes Schloß. — Ich wurde an ein Sterbebett geführt.

Hier lag die arme Tante, eingefallen und immer und immer wieder hüftelnd, dabei mit den dünnen Fingern über das Gebetbuch streichelnd, das sie in der Hand hielt, als wollte sie Stäubchen wieder davon abwischen.

Während nun mein Vater im Hospital noch einen weiteren Krankenbesuch abstattete, zog mich die Tante ganz nahe an ihr Bett.

Liebevoll streichelte sie mir über die Samtausschläge meines Mantels, dann fing sie an zu erzählen, aber nicht von Niesen und Nixen und Zwergen, sondern von ihrem Manne, dem Onkel Burkhardt.

„Siehst du, mein Junge, wenn du den Onkel Burkhardt gelannt hättest, das war ein großer, reicher Mann, und wir wohnten in einem sehr großen, prächtigen Hause und hatten viele Diener und viele Knechte, und ich konnte alle befehlen. — Aber da kamen Männer, böse Männer, — und dabei wurde ihre schwache Stimme hart, und die bald brechenden, grauen Augen funkelten im Fieberzorn, — „die wollten unsern guten König todschlagen und selber regieren, — und die holten den Onkel Burkhardt aus unserm großen Hause, weil er unsern König lieb hatte, — und sie gaben ihm eine geladene Flinte in die Hand, und er sollte mit auf den König und seine Soldaten schießen. — Und weil er das nicht tat, da haben sie ihn selbst erschossen und unser Haus verbrannt und alles geraubt, was vorhanden war.“

Kraftlos fiel die alte Frau in die Kissen zurück, sie schien mich vergessen zu haben, sie murmelte immer vor sich hin: „Das war 1848 — das war 1848.“

Das war das letztemal, daß ich die Tante gesehen habe, denn wenige Tage darauf verschied sie ruhig. —

Ich schrat zusammen. Ich war ganz versunken gewesen in die Erinnerungen meiner Kindheit. Noch einen langen Blick warf ich auf den Hügel der armen Tante, die im Sturm der Revolution alles, was sie an Hab und Gut besaß, verloren hatte.

Nur die Gewohnheit zum Herrschen und Tadeln war ihr geblieben, und dies machte sie zum Original.



Professor Dr. Herold, Beigeordneter in Düsseldorf, wurde in die deutsche Schulverwaltung von Warschau zur Einrichtung des dortigen Schulwesens berufen.
Phot. Samson & Co.



Prinz August Wilhelm von Preußen (X) beim Besuch eines Militärhospitals in Sofia. Neben dem Prinzen die Königin Eleonore von Bulgarien (XX) im Gespräch mit ihrer Stieftochter Prinzessin Eudozie, rechts deren Schwester, Prinzessin Nadeschda.
Phot. Berl. Ill.-Gel.

Das Bildnis der Komfesse. Von Hermann Wagner.

Der alte Verwalter Thabäus war der einzige, der, als die Russen im Jahre 1915 einen Teil Galiziens mit ihren Scharen überschwebmten, in dem Schlosse seines Herrn, des Grafen D.,

zurückgeblieben war. Als ein ruhiger, besonnener Mann, der des Russischen ebenso mächtig war wie des Polnischen und Deutschen, war er auch der einzige, der es riskieren zu können vermeinte, zu bleiben. Die Flucht der gräßlichen Familie war im letzten Augenblick erfolgt, hatte sich also in Verstärkung und kopfloser Hast vollzogen, so daß man nur das Wertvollste hatte mit sich nehmen können. „Das übrige überlasse ich deinem Schutze, Thabäus,“ hatte der Graf zu seinem Diener gesagt. „Sei flug und suche von ihm soviel wie möglich zu erhalten. Im übrigen hast du freies Verfügungsrecht über alles.“ Damit war Thabäus Herr des verlassenen Schlosses geworden und erwartete nun die Feinde. Sie kamen schneller, als er erwartet

hatte. Eines Tages zog eine Kompagnie Infanterie unter dem Befehle eines Hauptmanns in dem großen Gutshofe ein. Und schon schidten sich die Soldaten an, in der gewohnten Weise alles zu plündern,

als im letzten Augenblick ein Reiter angesprengt kam, der den Befehl überbrachte, daß das Schloß unverfehrt zu belassen sei, da ein höheres Kommando in ihm seinen Wohnsitz nehmen werde.

Dieses höhere Kommando bestand in einem General mit seinem Stabe und einer Abteilung Soldaten, die dem Kommando als Wache beigegeben war. Der General war ein jovialer, älterer Herr und im Grunde gar nicht so übel. Er beließ Thabäus in seiner Eigenschaft als Verwalter auf dem Schlosse. Die Offiziere begegneten

Thabäus, da sich der Alte in allem als brauchbar, entgegenkommend und fügsam erwies, mit Milde. Und die Gunst der niederen Soldaten erkaufte sich Thabäus durch geschickte kleine Geschenke.



Der bulgarische Oberkommandierende, General Bojadjeff (X), im Kreise seiner Stabsoffiziere.

Phot. A. Grohs.



Kommando der deutschen Eisenbahntuppen in Bulgarien im kameradschaftlichen Zusammensein mit bulgarischen Eisenbahnern.

Drei Monate lang hielten die Russen das Schloß besetzt. Aber es kam ein Tag, an dem sie, von den Österreichern hart bedrängt, wieder zurückgehen mußten. An diesem Tage beschied der General Thadäus zu sich und sagte: „Mein Alter, du hast dich die ganze Zeit hindurch als brav und rechtschaffen erwiesen, und dem verbannt es dein Herr, wenn wir jetzt abziehen, ohne sein Eigentum zu vernichten. Sage ihm das. Er soll es merken, daß auch wir Russen Kavaliere sind.“ Thadäus verbeugte sich sehr tief vor dem Gewaltigen und küßte ihm die Hand. „Wir werden von Euer Hochwohlgeboren das beste Andenken bewahren“, sagte er. — „Und wir von euch manches gute Andenken“, entgegnete lächelnd der General.

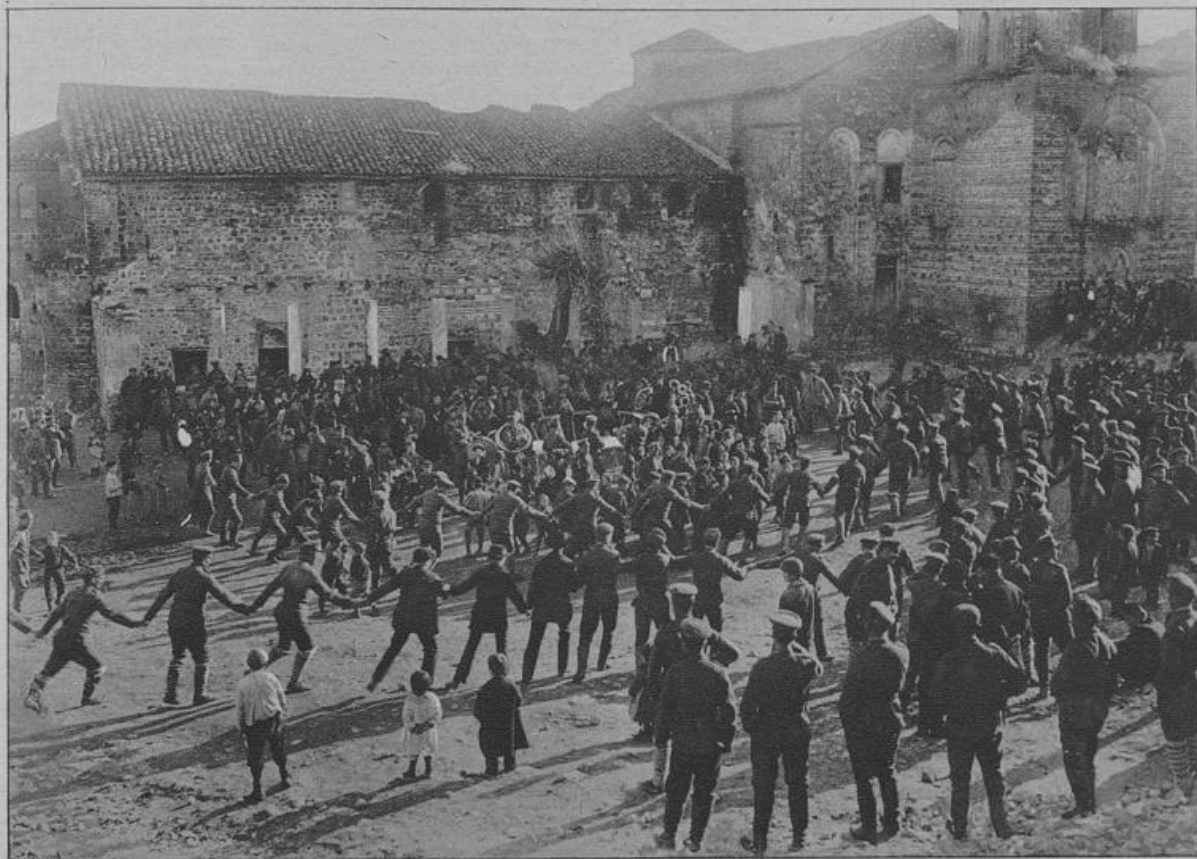
Ja, manches „gute Andenken“ hatten die abgezogenen Russen von dem Schlosse behalten. Von allen diesen behaltenen Andenken

weigerte, da ich es ihm nicht schenken wollte. Ich konnte es, so sehr mir die Sache auch widerstrebte, nicht verhindern.“

„Erzählen“, sagte der Graf, neugierig, über die vergangenen drei Monate Näheres aus Thadäus' Munde zu erfahren.

Und Thadäus erzählte.

„Am harmlosesten in ihren Ansprüchen waren die niederen Soldaten. Ihre hungrigen Augen waren natürlich vor allem auf das gerichtet, was sich essen und insbesondere trinken ließ. Sie machten in den drei Monaten unseren Keller gründlich leer, und von dem Bier, dem Wein und den Schnäpfen, die wir glücklicherweise so reichlich hatten, sind uns nur noch die leeren Gebinde übrig geblieben. — An ihnen gemessen war der Herr General wirklich ein Kavaliere, dessen Bedürfnisse ästhetisch verfeinert waren. Ich fand ihn einmal im



Nationaltanz bulgarischer Soldaten vor der St.-Sofia-Kirche in Ohrida (Mazedonien).

Phot. H. Grohs.

hatte Thadäus ein genaues Verzeichnis hergestellt. Dieses überreichte er seinem Herrn, als dieser nach geraumer Zeit wieder auf seinem Besitze eintraf. Der Graf war im Grunde erstaunt darüber, daß dieser Andenken verhältnismäßig so wenige waren. „Es wären ihrer wohl mehr gewesen“, sagte Thadäus, „wenn man den Versuch gemacht hätte, den Russen die Andenken zu verweigern. Das habe ich nie getan. Ich machte diesen Menschen alles das, wonach ihr Gefährte ging, einfach zum Geschenk. Mein Herr würde sich freuen, wenn Euer Gnaden dies und jenes für sich behalten wollten, pflegte ich zu ihnen zu sagen, als Erinnerung an die Zeit, die Euer Gnaden hier verweilt haben. Solche Rede versöhnte sie, stimmte sie mild und legte ihrer Gier Zügel an. Sie wollten dann zeigen, daß sie auch Kavaliere seien. — Nur ein Andenken glaubte ich einem jungen Leutnant verweigern zu müssen, denn ich hielt es nicht für vereinbar mit meiner Ehre, es gutwillig herauszugeben. Aber da wurde der Mann ganz wild, besann sich seiner Erobererrechte und nahm sich das Ver-

Zimmer des Herrn Grafen vor dem Bilde einer Landschaft stehen, welches eine gute Kopie nach einem holländischen Meister war. Thadäus, sagte er zu mir, ist dieses Bild ein Original? — Ja, Euer Gnaden, erwiderte ich ihm. — Wie hoch schätze ich es im Werte? — Soviel mir bekannt ist — und soviel ich verstehe — hat es an die 4000 Kronen gekostet. — Es ist schön, sagte der Herr General, es gefällt mir. — Euer Gnaden sind ein Kenner, sagte ich schmeichelnd. — Und wenn mir Euer Gnaden erlauben wollten, anmaßend zu sein, dann würde ich bitten, daß Euer Gnaden das Bild von meinem Herrn als Geschenk annähmen. Es könnte in keine besseren Hände kommen! — Der Herr General lächelte mich anerkennend an und meinte: Ich nehme es an, Thadäus. Verpade es gut. Ich will es nach Rußland schicken. — Ein Oberst hinwiederum erwies sich als ein Liebhaber guter musikalischer Instrumente. Unser Bechsteinflügel hatte es ihm angetan. Ich selbst bin nicht musikalisch, sagte er zu mir, aber meine Frau ist es sehr. Glaubst du, Thadäus,

daß meine Frau sich über den Flügel freuen würde? — Ich bin überzeugt davon,' erwiderte ich ihm, 'aber eine noch größere Freude würden Euer Hochwohlgebornen meinem Herrn bereiten, wenn Sie geruhen würden, den Flügel als den Ihren zu betrachten.' Und er nahm ihn wirklich und scheute die Mühe nicht, die der Abtransport nach Rußland machte. — Ein Major verliebte sich in die Jagdsammlung des Herrn Grafen und war entzückt, als ich sie ihm auf der Stelle mit bescheidenen Worten zum Geschenk machte. Ein anderer Major nahm mit Freuden die Büchersammlung an, die er, weil ich es ihm sagte, für sehr wertvoll hielt. Ein Hauptmann sammelte silberne Bekleidung, ein zweiter begnügte sich damit, seine Zivilgarderobe aus den Schränken des Herrn Grafen zu ergänzen, ein dritter war noch genügsamer, indem er sich für Bettwäsche begeisterte. Es gab nichts, für das sich nicht ein Liebhaber gefunden hätte, für alles hatte ich Verwendung und Abnehmer. Ein Offizier vom Stabe räumte ein ganzes Herrenzimmer aus, ein Leutnant, der vom Adel sein wollte, machte mit den Kleidern der gnädigsten Frau Gräfin seiner fernem Geliebten ein Geschenk, ein Leutnant, der nur von bürgerlicher Herkunft war, meinte, daß Kleider und Wäsche unseres jungen Herrn Grafen ganz vorzüglich seinem eigenen Schutze passen müßten. Und nur ein Fähnrich war unter den allen, der sich nichts schenken ließ, und den ich deshalb für einen Balken hielt. — Aber auch er kam eines Tages in mein Zimmer gestürzt, zeigte mir ein kleines Bild und fragte aufgeregt: 'Wer ist das?' — 'Das ist unsere gnädige Komtesse,' antwortete ich ihm verlegen. — 'O, wie schön sie ist,' sagte er mit glühenden Wangen. 'Thadäus, das Bild mußt du mir schenken!' — Aber da protestierte ich zum ersten Male. 'Herr Leutnant,' sagte ich, 'das ist nicht möglich, das Bild müssen Sie herausgeben — das müssen Sie!' — 'Warum?' fragte er schroff. — 'Weil es gegen meine Ehre

ginge, wollte ich es Ihnen schenken!' — 'Gegen deine Ehre? Laß du eine Ehre?' — 'Ja,' antwortete ich ihm. — Da wurde er wütend, stieß mich vor die Brust und schrie: 'Dummkopf! Run gerade! Da du es mir verweigert, so n e h m e ich es mir!' Und er nahm es und ging dann aus dem Zimmer."

Thadäus schwieg.

Der Graf drückte ihm dankbar die Hand und fragte: „Und er hat es behalten?“

Aber da schüttelte Thadäus den Kopf. „Nein, zu meiner großen Überraschung behielt er es nicht. Am Vorabende des Tages, an dem die Russen abzogen, kam er zu mir, war verlegen und überreichte mir das Bild. Er hatte es bisher in der Tasche auf seiner Brust getragen. Nun gab er es mir, wenn auch nur widerstrebend, denn er hatte es als einen Talisman betrachtet, der ihn vor allem Schlimmen im Kriege schützen sollte. Verzeih, Thadäus,' sagte er zu mir, 'es war unrecht von mir, das Bild zu nehmen. Hier, nimm es zurück. Ich wollte die Tochter deines Herrn nicht kränken.' — 'Herr,' sagte ich zu ihm, indem ich mich vor ihm verbeugte, 'Ihr seid brav und ein wirklicher Edelmann. Ich danke Euch.' Und ich nahm das Bild und —"

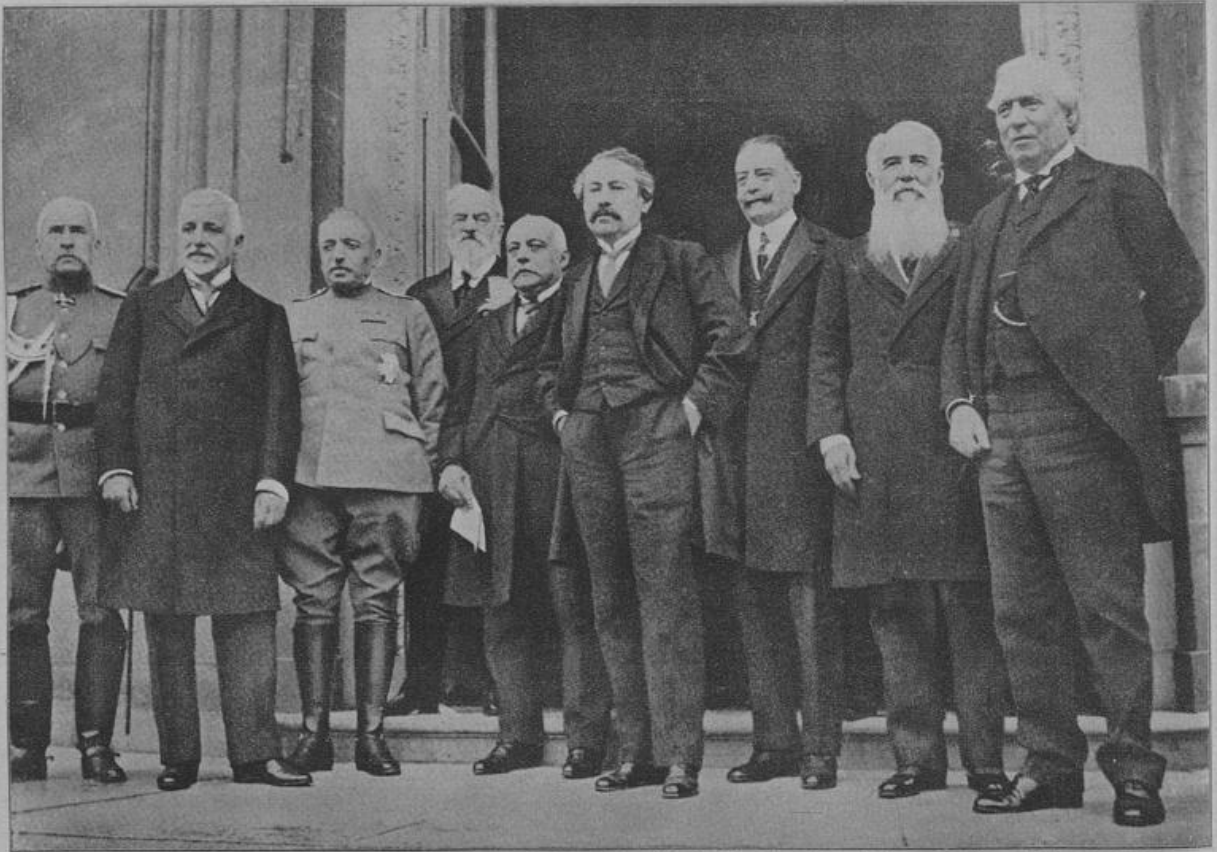
„Nun?“ fragte der Graf.

„Ich gab ihm das Bild zurück und bat ihn, es zu behalten, denn ich sagte mir, daß es ihn wirklich beschützen würde. — Und so behielt er es.“

Der Graf stand auf, machte ein paar Schritte durchs Zimmer und schien nachzudenken.

Dann wandte er sich an den Alten.

„Thadäus," sagte er, „ich bin dir nicht böse. Es war so recht von dir, mein treuer Alter.“



Gruppenbild vom Großen Kriegsrat des Vierverbandes vor dem Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten in Paris,

Von links nach rechts: General Glinzky, Titton, Cadorna, Bourgeois, Salandra, Briand, Broquerville, Pastisch, Asquith.

Nach einer photographischen Aufnahme in einer ausländischen Zeitschrift.